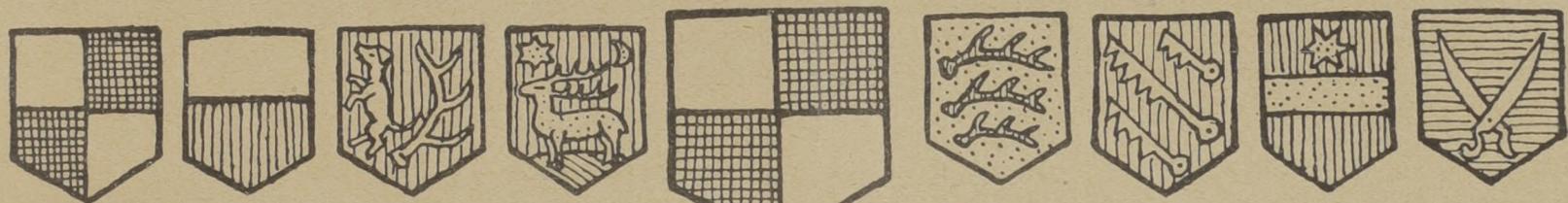


ZOLLERHEIMAT



BLÄTTER ZUR FÖRDERUNG DER HOHENZOLLERISCHEN HEIMAT- UND VOLKSKUNDE

NUMMER 3

Hechingen, 4. Mai 1933

2. JAHRGANG

Zur botanischen Erforschung Hohenzollerns

Ein Aufruf!

In starkem Gegensatz zu dem reichen Leben auf allen Gebieten naturkundlicher Lokalforschung in unsern Nachbarländern herrschte in Hohenzollern in dieser Hinsicht von jeher eine wahrhaft bedrückende Stille. So kommt es, daß unser Land naturwissenschaftlich der Forschung in der Tat viel unbekannter wäre als das zentrale Afrika, wenn sich nicht die württembergischen und badischen Forscher seiner angenommen hätten. Neben ihrer Tätigkeit spielen die 3 oder 4 Arbeiten längst verstorbener Hohenzollern kaum eine Rolle. Gestalten wie die Liebhabersforscher der Fraas und Engel, der Kirchner, Eichler, Mayer etc., die die württ. Landeskunde neben so vielen andern erst geschaffen haben, fehlen uns vollkommen. Das Ganze wahrhaftig kein Ruhmestitel für unser Gebiet! Die Meinung, es gäbe bei uns naturkundlich nichts mehr zu erforschen, alles sei schon längst bekannt und nur noch Unwesentliches zu ermitteln, ist wahrhaft naiv und wird schon von jeder Neuerscheinung widerlegt, die uns gerade in den letzten Jahren immer wieder und oft aufs erstaunlichste zeigte, welche grundlegenden Entdeckungen allüberall bei uns noch zu machen sind. Was uns not tut, sind Forscher — Liebhabersforscher! —, die in jahrelangem Bemühen auf einem Fachgebiet ihre engere Umgebung auf's genaueste beobachten und studieren. Solche Persönlichkeiten lassen sich nun freilich nicht schaffen, sie müssen den Funken in sich tragen und dafür geboren sein. Was wir aber können und hier zunächst einmal auf botanischem Gebiete versuchen wollen, ist dies, solchen Erwählten die Wege zu ebnen und ihnen zu helfen sich zu entwickeln, indem wir ihnen die derzeitigen Möglichkeiten sich auszubilden und die Hilfsmittel zur Forschung aufweisen. Denjenigen bei uns also, die das Zeug zum Botaniker in sich haben, möchten wir die folgenden Hinweise geben.

Für den Beginn fast unentbehrlich und auch weiterhin am meisten fördernd scheint uns der Anschluß an Gleichgesinnte und fortgeschrittene Forscher. Wir empfehlen hierzu eine Anmeldung bei der „Arbeitsgemeinschaft der Botaniker Württembergs und Hohenzollerns“ (Stuttgart, Neckarstraße 6), die sich die Pflege floristischer und pflanzensoziologischer Landesforschung zur Aufgabe gemacht und häufige Exkursionen auch in Hohenzollern unternommen hat. Der Beitritt ist umsonst und die Exkursionen bieten die Möglichkeit, die modernen Arbeitsweisen und ihre Gesichtspunkte kennen zu lernen und sich im Bestimmen der Arten auszubilden. Hilfreich zur Hand gehen und auch im letzteren gerne unterstützen werden den Anfänger sicherlich auch unsere heimischen Forscher und solche unserer Nachbarschaft. Ich nenne von ihnen: Herrn

Prof. K. Bertsch in Ravensburg, Herrn Vater M. Bertsch in Beuron, Herrn Studienrat Kuhn in Hechingen, Herrn Obersteuerinspektor H. Hiller in Sigmaringen (Unteroffizier-Vorschule) und Herrn Apotheker A. Mayer in Tübingen (Mühlstr. 10). Sie werden auch zu weiteren Verbindungen verhelfen können.

An literarischen Hilfsmitteln empfehlen wir folgende: K. Huef „Das Pflanzenkleid der Heimat“ (1926, 84 S.) ist eine kleine allgemein-einführende Methodik, E. Rübel „Geobotanische Untersuchungsmethoden“ (1922, 290 S.) ist grundlegend für die pflanzengeographischen und ökologischen, J. Braun-Blanquet „Pflanzensoziologie“ (1928, 320 S.) für die soziologischen Methoden des Vollausbildeten, A. Usteri „Die Pflanzen-Sammlung“ (1926, 135 S.) lehrt das Sammeln und Konservieren der Pflanzen. Als beste deutsche Bestimmungsbücher für Exkursionen nennen wir A. Garcke „Illustr. Flora von Deutschland“ (1922, 860 S.) und D. Schmeil „Flora von Deutschland“ (1927, 455 S.); das beste häusliche Nachschlagewerk ist G. Hegi „Illustr. Flora von Mitteleuropa“ (1908/31, 13 Bde., 7000 S.). — Die beiden Bestimmungsbücher für Hohenzollern sind Ad. Mayer „Exkursionsflora der Universität Tübingen“ (1929, 559 S.) und D. Kirchner mit Eichler „Exkursionsflora für Württ. und Hoh.“ (1913, 479 S.). Daneben ist zu empfehlen M. Seubert „Exkursionsflora für das Großh. Baden“ (1905, 498 S.). Führende darstellende Werke unserer heimischen Flora sind K. Gradmann „Das Pflanzenleben der Schwäb. Alb“ (1900, 2 Bde., 868 S.), J. Eichler mit Gradmann und Meigen „Ergebnisse der pflanzengeographischen Durchforschung von Württ., Baden und Hohenz.“ (1905/27, 462 S.) und — für Südhoh. bis zur Donau und die modernen Anschauungsweisen bestens zeigend — J. Bartsch „Die Pflanzenwelt im Hegau“ (1925, 202 S.).

Alle weiteren Hilfsmittel wie Anleitungen, Bibliographien, Zeitschriften, Antiquariate, Botanische Institute und Vereine, die vorhandenen Herbare und die Firmen für botanische Utensilien führt neben der gesamten sonstigen Literatur über unser Gebiet übersichtlich an: E. Senn „Die geographisch-naturkundliche Literatur über die Hohenz. Lande“, Abschnitt VII—XII (1933, Mai, 116 S.). Das Meiste der oben genannten Literatur besitzt übrigens die „Hohenz. Heimatbücherei“ in Hechingen.

Sehr zu begrüßen wäre die Beteiligung unserer Botaniker an den größeren Kollektiv-Unternehmungen auf ihrem Gebiet, wodurch wir erreichten, daß Hohenzollern in deren Veröffentlichungen mitbearbeitet würde. Wir nennen hier

vor allem „die pflanzengeograph. Kartierung Deutschlands“, die von dem „Botanischen Museum“ in Dahlem-Berlin (Königin Luisestr. 6/8) unternommen wird und für die Mitarbeiter bei uns dringend gewünscht werden. Eine „Anweisung“ ist dort umsonst erhältlich und der Anfänger kann schon bald Ersprießliches leisten. Auch der „Pflanzengeograph. Reichsdienst“ der „Biolog. Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft“, Dahlem-Berlin (Königin Luisestr. 19), sucht bei uns noch Mitarbeiter, deren Aufgabe nur darin bestünde, nach gratis erhältlicher Anweisung das erste Aufblühen und Reifen etc. bestimmter Pflanzen regelmäßig zu beobachten und zu melden, um daraus wichtige biologisch-klimatische Schlüsse zu ermöglichen. Diese Aufgabe wäre selbst dem Laien lösbar. Die Beteiligung an der „Arbeitsgemeinschaft der Botaniker Württ. und Hohenzollerns“ bedeutet an sich schon auch Mitarbeit an dem Ausbau des württ.-hoh. Landesherbars in Stuttgart und der Publikationen, die sich auf dieses

stützen. Wünschenswert wäre endlich noch das systematische Sammeln der volkstümlichen deutschen Pflanzennamen, für das eine Anweisung bei Dr. phil. Heinr. Marzell in Gunzenhausen (Bayern) umsonst zu erhalten ist. — Im übrigen müssen wir es uns ersparen, die einzelnen Aufgaben, die bei uns der Bearbeitung harren, zu kennzeichnen. Sie sind ebenso sehr floristischer wie pflanzengeographischer, sociologischer und ökologischer Natur und ergeben sich ganz von selbst aus dem Stande des bisher Geleisteten und der Beschäftigung mit diesem.

Sollten unsere knappen Hinweise nun jemandem helfen können, seinen Weg zu gehen, so erbitten wir uns von ihm nur Eines: er möge die Ergebnisse seines Forschens nicht in sich verschließen, sondern sie uns auch literarisch zugänglich machen. Die „Z. H.“ würde sich freuen, kleine Arbeiten dieser Art und wenn es auch nur die Nachweise für Hohenzollern neuer Vorkommnisse und Standortsberichte wären, bringen zu können.

Ein Beitrag zur Geschichte des Handwerks des hohenzollerischen Unterlandes

von A. Bösch, Hauptlehrer

Im allgemeinen war das Handwerk in früherer Zeit fast ganz an die Stadt gebunden. Hier blühten im Mittelalter die Zünfte, die durch ihre eigenen Gesetze allerdings oft in eigennütziger Weise den Nachwuchs des Handwerkes regelten und alle Angelegenheiten des Berufs oft bis ins Kleinste ja Kleinliche bestimmten.

Nach Hodler, „Geschichte des Oberamts Haigerloch“ bestanden in Haigerloch bis zur Einführung der Gewerbe-freiheit 10 Zünfte. Sie umfaßten nicht nur Meister der Stadt sondern auch Gewerbetreibende der umliegenden hohenzollerischen und württembergischen Ortschaften.

Selbstverständlich gab es auch auf dem Lande die notwendigsten Handwerker wie Schmiede, Wagner, Weber, Schuster usw., die aber als Landmeister oder Freimeister zwar das Handwerk ausüben, aber keine Gesellen halten und noch weniger Lehrlinge ausbilden durften. Auch in der Stadt konnten sie keine Arbeiten übernehmen.

Nach meinen Feststellungen bestanden jedoch auch in größeren Ortschaften z. B. in Empfingen Zünfte. Jöhler, „Geschichte der Hohenz. Fürstenthümer Hechingen und Sigmaringen“, 1824 nennt in Empfingen Gilden der Schmiede, Zimmerleute und Weber. Auch in der Ueberlieferung hat sich das Gedenken der Zünfte erhalten. Noch vor Jahren war eine Zunftlade vorhanden. Nach mündlichen Berichten befanden sich im heutigen Gasthaus zum Adler noch verschiedene alte Bücher einer Zunft, die leider schon vor Jahren an einen Alttertumshändler verkauft wurden. Der „Adler“ als altes Gasthaus (schon 1707 genannt) war wohl Herberge. Einen kleinen Ueberrest konnte ich noch aufreiben. Es ist ein „Gesellenbuch“ von 1775 bis 1828. Das Buch im Quartformat ist in Halbleder gebunden und am Anfang und Ende fehlen ziemlich Blätter. Leider erfahren wir nichts über den Umfang der Zunft, über Gebräuche, Feiertage, Gesetze, Lehrzeit, Wanderung und Meisteraufnahmen. Nach dem Gesellenbuch gehörten zu dieser Zunft Meister aus Empfingen, Fischingen, Betra, Dettensee, Wiesenstetten, Mühringen, Ahldorf, Fellendorf und Bierlingen. Vor 1800 ist selten das Handwerk genannt, häufig treten auf Weber, Schuhmacher und Schneider, so daß es sich anscheinend nur um Meister des Bekleidungs-gewerbes handelte. Besonders viele Meister und Lehrlinge waren aus Empfingen, Mühringen und Betra. Die Niederschriften der Freisprechungen gleichen sich meist fast wörtlich. Die Lehrlinge stammen aus den umliegenden Ortschaften, öfters sind es Meisteröhne. Die Dauer der Lehrzeit ist nur dreimal angegeben und zwar zweimal mit nur 1 Jahr und einmal mit 3 Jahren. Bei den Lehrbuben heißt es meist „ehelicher Sohn“. Die Gebühr des Freispruches be-

trug 1 fl., Meisteröhne zahlten nur 30 fr., als Einschreib-geld wurden außerdem 6 fr. erhoben. An Zunftämtern sind genannt: der Zunftmeister, meist Kerzenmeister und 1 oder mehrere Beisitzmeister. Die Ämter wechselten alle paar Jahre und wurden wahrscheinlich gewählt. Auch Meister anderer Orte bekleideten nach den Geschlechtsnamen zu schließen Zunftämter, doch scheint der Zunftmeister immer Empfänger gewesen zu sein.

Hier ein Beispiel einer Freisprechungsniederschrift:

„Heit dato 8. t. Juny 1777 ist bey offner lathen erschienen der Ehrbare und bescheidne Mit Meister Joseph Baiker von Fellendorf mit Begehren seynen lehrjungen Caspar Baiker (bei Meisteröhnen heißt es: „mit Begehren seynen ehelichen sohn mit nahmen . . . vor zu stellen) Weill da kein Hindernuß ist Ihm von löblichem Handwerth zu gesaget und verwiligt worden als Zunft undt Kerzen Meister

gibt in die Lathen	1 fl
Einschreibgeld	6 fr
so bezeugt die unterschrift	
Zunftmeister	Christian Walther
Christian Walter	als Kerzen Maister
Urbanus Egenter	
Carl Meyer	
Jerg Hellstern	
Beisitz Maister	

Die Zahl der Freisprechungen im Jahre schwankt zwischen 3 bis 10. Einmal wurde auch ein Meister, der keine vor-schriftsmäßige Vorbildung hatte ledig gesprochen und gleichzeitig ins Meisterbuch eingetragen.

„Heuth untengesetzem Dato ist bey offener laden Erschie-nen der Ehrsame Gregory Weckh (?) burger und weber in Fischingen und hat bey dem Ehrsamem Handwerth ange-sucht denselben zu einem Meister auf zu nemen, da aber der-selbe Keinen Lehrmeister und also nicht auf gedingt und nicht ledig gesprochen, so ist Ein Ehrsamem Handwerth mit obigem Weckh abgekommen per accord, so, daß demselben daß Aufdingen ganz nachgesehen worden, hingegen aber obigem dato frey gesprochen und auch zu einem Maister aufgenommen so das meister buch beweiset.

gibt in die laden wegen ledig sprechen	1 fl.
Einschreibgeld	6 fr.

Empfingen d. 16. Oktober 1821.

Ka. Walter Zunftmeister
Sebastian grörer Kerzenmeister
Georgj Brett Kerzenmeister

Ein Beispiel für Ausnahmen sei auch folgendes:

„Heut dato den 22ten Mayae 1775. Haben wir Junft und Kerzen Meister bey ofner Laden dem Ehrsamem meister Johanne Baum hat des Joseph Baumin witibin Chelicher John vorgestellt: und zwar mit diser bedingnus das weillen ein Todt fall geschehen bey dem Joseph Baum selig: Nun aber weillen diser ob angezogner Meister seinen Sohn hätte sollen vor seinem Todt vorstellen weillen aber die armuth groß bey disem Joseph: so hat er auch wegen kleinen Mittlen so er hatte solchen nit fürstellen können, Nun dann haben wir Junft und Kerzenmeister die Articul alle durch lesen und haben in Keinem nichts der gestalten sachen gefunden. nun weillen dise arme witib sich bey uns bey Zeiten eingefunden und ahngefragt: so haben wir unserem gutdunkhen nach fürgstelt auf des ganzen Ehrsamem Handwerkhs gutheissen. Weillen aber ein Kleiner anstoß geschehen, so gibt sie in die Laden 1 fl,

Einschreibgeld	6 fr	
So bezeugt die unterschrift		
Junftmeister		Kerzen-meister
Christian Walter		Joseph renner
		Antony gfrerer

Sitz dieser Junft war der Marktslecken Empfingen, damals der größte Ort des Fürstentums Hohenzollern-Sigmaringen (1844 über 2000 Einwohner). Vor dem Bau der Neckarbahn war Empfingen der Mittelpunkt der umliegenden Ortschaften. Bis Ende des 18. Jahrhunderts war der Ort Pfarrkirche für mehrere Dörfer. Die seit 1406 abgehaltenen Märkte waren bis in die neueste Zeit gut besucht. Auch ein Gericht war 1406 durch Kaiser Ruprecht verliehen worden. So hatte Empfingen Rechte, die der Stolz der Städte waren, noch vor hundert Jahren wird in den Rechnungen der „Stadtknecht“ genannt. Wohl sicher betrieben die meisten Meister nebenbei ihre Landwirtschaft, in den Lagerbüchern des 18. Jahrhunderts sind fast bei allen Handwerkern wenn auch kleiner Grundbesitz verzeichnet. Manche Berufe finden wir in der gleichen Familie z. B. Schults- und Rutschmann als Zimmerleute, Hildebrand als Maurer, Kleindienst als Ziegler und Gaus als Händler.

Ueber den Umfang des Handwerks gibt nachstehende Übersicht, die auf Grund von Lager-, Steuerbüchern und Feuerwehrlisten des 18. und 19. Jahrhunderts aufgestellt wurde, Auskunft.

In einer Rechnung von 1674 sind genannt:

Hans Hellstern, Schmied
Jakob Gaus, Metzger
Jakob Gaus, Bäcker

	1707	1794	1818	1844
Bader	—	—	1	—
Bäcker	2	1	1	2
Biersieder	2	—	—	5
Glaser	1	—	2	—
Geiger	—	—	2	—
Geometer	1	1	1	—
Gipsmüller	—	—	2	5
Hafner	1	—	—	2
Händler	—	1	3	4
Heumesser	—	1	—	—
Küfer	1	1	1	1
Kupferschmied	—	1	—	—
Maurer	1	9	4	7
Metzger	—	2	1	1
Krämer	1	—	—	2
Delmüller	—	—	2	—
Rechenmacher	—	1	1	—
Sattler	—	—	1	—
Schmiede	1	8	5	1
Schneider	4	4	1	2
Schreiner	1	3	5	9
Schuster	3	4	4	6
Seiler	—	—	1	1
Steinhauer	—	—	—	—
Weber	2	5	11	42
Wirte	3	9	7	7
Wagner	1	3	1	2
Ziegler	2	1	3	—
Zimmerleute	4	2	6	4

In den letzten 50 Jahren ist das weit verbreitetste Gewerbe in Empfingen das Bauhandwerk (Maurer und Steinhauer). Vor 1850 finden sich nur soviel dieser Handwerker, als im Ort Beschäftigung fanden. Noch 1842 waren die Maurerarbeiten zum Schul- und Rathaus an Betrauer Handwerker vergeben. Erst der Neubau des Mühringer Schlosses hat das Bauhandwerk wachgerufen, allerdings zunächst nur als Handlanger. Nach mündlichem Bericht sollen 1855 zuerst die Maurer Anton Gfrörer und Florian Molitor in die Fremde gezogen sein. In den letzten Jahrzehnten war der größte Teil der männlichen Bevölkerung im Sommer als Maurer und Steinhauer in der Schweiz, im badischen und württembergischen Schwarzwald und besonders vor dem Weltkrieg im Elsaß tätig. Sobald die Witterung im Frühling das Bauen ermöglichte, verließen Jünglinge und Männer die Heimat, um oft erst im Herbst wieder zu kehren, daher das Sprichwort: „Jesus treibt Teufel aus, und d'Maurer zum Flecka naus“. Leider hat die wirtschaftliche Not der Gegenwart eine Aenderung gebracht.

Karl Widmaier-Erinnerungen

Von Dr. Heinz Altemöller (Dortmund)

Die Tätigkeit ist, was den Menschen glücklich macht.
(Goethe.)

Die Beteiligung an der von der Schriftleitung der „Zollerheimat“ am 2. November 1932 herausgegebenen Gedenknummer für den am gleichen Tag des Vorjahres abgeschiedenen Dichter Karl Widmaier ließ in mir den leider viel zu früh Verblichenen in alter Frische wiederum erstehen. Die Lektüre der Beiträge der anderen Mitarbeiter an der Gedenknummer tat das ihrige, das Gedächtnis anzuregen, da vornehmlich die Aufsätze von Anton Gabele, Konrad Pflumm, Stido und Sebastian Flad Abschnitte aus Widmaier's Leben und Treiben berühren, an denen mir ein gewisses Maß persönlicher Teilnahme vergönnt war. Zur Vervollständigung der Erkenntnis der rein menschlichen und künstlerischen Persönlichkeit des Verstorbenen seien die folgenden Zeilen daher niedergeschrieben als eine Art Epilog zu der Gedenknummer. Wenn dabei des öfteren auch von

mir selbst die Rede ist, so rechne man das lediglich dem Umstande zu, daß zu Erinnerungen an einen Menschen stets zwei gehören, von denen der andere eben der sich Erinnernde ist.

Wenn man den Begriff der Familie sippshaftlich auffaßt, und demgemäß auch die Verwandten und Verschwägerten entfernter Grade hinzurechnet, so ergibt sich, daß ich seltsamerweise diesen erweiterten Widmaier'schen Familienkreis schon etliche Jahre vor dem Weltkriege berührte, zu einer Zeit, da er noch ein reines Zukunftsgebilde war. Es verband mich damals eine enge Freundschaft mit einer Straßburger Familie, zu der auch die spätere Schwägerin Martin Widmaier's, des älteren Bruders des Dichters, rege Beziehungen unterhielt. Im Sommer 1919 traf ich in Liegnitz, wo ich neben meinem Hauptamt als Kriegsgerichtsrat mich der Organisation der Fürsorge für die nach dem Osten abgewanderten elsass-lothringischen Vertriebenen widmete, auf den Schwiegervater Martin Widmaier's, den der un-

glückliche Ausgang des Krieges von Straßburg nach Schlesiens verschlagen hatte. Von ihm hörte ich den Namen Widmaier zum ersten Mal: als ich ihm von meiner Berufung in die Verwaltung des Hohenzollern-Ländchens erzählte, sprach er mir von seinem dort angestammten Schwiegersohn.

Karl Widmaier erregte zunächst meine Aufmerksamkeit als Kunstkritiker des „Zoller“; vornehmlich interessierten mich seine Berichte über das Hechinger Theater- und Konzertleben. Aus dem der Gedenknummer angegeschlossenen Katalog des Widmaier'schen Schaffens erhellt, daß er seit dem Jahre 1922 für den „Zoller“ tätig war. In dieselbe Zeit fiel die Wiederaufnahme meiner vordem in München, Colmar und Straßburg ausgeübten journalistischen Kunstberichterstattung, welche durch die Ereignisse des Novembers 1918 eine jähe Unterbrechung erfahren hatte. Am 7. März 1922 schrieb ich erstmalig für die „Hohenzollerischen Blätter“ über den Liederabend von Maria Pos-Carloforti. Damals war in Hechingen auf musikalischem Gebiet überhaupt allenthalben los: am 18. März folgte Wilhelm Kode, am 21. April Senta Erd, beide damals noch Leuchten der Stuttgarter Oper. Vorher war auch Sigrid Onégin dagewesen, die ich dort allerdings nicht hören konnte. Das waren festliche Abende, bei denen es nach dem Konzert im „Rad“ bei dem ebenso künstlerisch interessierten wie gastfreien „Wirte Wundermild“ Rudolf Haide zünftige Nachfeiern gab. Wenn ich dann meinen Bericht unter der Marke Dr. H. A. bei den „Hohenzollerischen Blättern“ glücklich abgesetzt hatte, war ich stets gespannt, was mein Konkurrent Dr. K. W. im „Zoller“ zu sagen wußte. Im allgemeinen bewegten sich unsere kritischen Gedankengänge in verwandten Bahnen, woraus sich eine stille — ich kann wohl sagen — gegenseitige Sympathie entwickelte, obschon die persönliche Bekanntschaft zunächst noch auf sich warten ließ.

Hierzu kam es erst am 17. Oktober 1925 in Sigmaringen. Die dortige Museums-Gesellschaft bereitete sich damals zur Feier ihres 100jährigen Bestehens vor und hatte, um das Jubiläum über den Rahmen eines landesüblichen Vereinsfestes hinauszuhoben, Karl Widmaier eingeladen, aus eigenen Werken vorzulesen. Er trug etliche Gedichte vor, so die „Dsteria in der Campagna“, den „Laacher See“, den „Herbst“; sodann die Novelle „von Herrn von Balsac's Lieben und Sterben“ und den mystischen Einakter „der Kopf des Nazareners“. Im Laufe des Abends setzten wir uns zusammen und sprachen viel von Theater, Musik und Schriftstellerei, vor allem aber von den Freuden und Leiden — insbesondere von diesen — des Kunstkritikers in einer Kleinstadt. Widmaier hatte gleich mir die Erfahrungen gemacht, daß hart im Raume sich die Sachen stoßen, d. h. hier, daß es keine leichte Arbeit ist, in der Enge kleinstädtischer Verhältnisse das Panier der kritischen Unbefangtheit und Freiheit unter allen Umständen hochzuhalten. In der Nummer 243 der „Hohenzollerischen Volkszeitung“ habe ich mich unterm 21. Oktober 1925 alsdann erstmals mit Karl Widmaier als Dichter auseinandergesetzt.

Der Eindruck dieses ersten persönlichen Zusammenseins war der, daß in dem schwächtigen Körper des Dichters stärkste geistige Energien arbeiteten und zur Entladung drängten, daß aber Hand in Hand damit eine fast kindhafte Bescheidenheit und Zurückhaltung gegenüber der Umwelt ging, welche es ihm versagte, sich und seine Werke irgendwie anpreisend herauszustellen. Diese Wesensart habe ich späterhin stets aufs Neue bestätigt gefunden. In ihr liegt Widmaier's Größe als Mensch und zugleich seine Tragik als Künstler.

Hernach schlummerten die persönlichen Beziehungen wieder ein. Jeder von uns hatte, insbesondere auf dem Gebiet der Kunstkritik — seit dem Jahre 1923 hatte die „Hohenzollerische Volkszeitung“ in Sigmaringen mich zu ihrem ständigen Berichtersteller erwählt — genug zu tun, so daß für schöngeistige Privatkorrespondenz nicht viel Muße blieb. So kam der Fasching 1927 heran, den man allerorts in Hohenzollern angemessen zu feiern gedachte. Die Hechinger planten

einen großen Umzug, der in der Uraufführung von Widmaier's „Narrenspiel der Stadt Hechingen“ gipfeln sollte. Das war aber nicht so einfach; denn karnevalistische Veranstaltungen auf Straßen und freien Plätzen waren allgemein untersagt; Ausnahmen gab es nur für volkstümliche und volksgebräuchliche Vorführungen. Also stellten die Hechinger einen entsprechenden Zulassungsantrag bei der Regierung in Sigmaringen, dem sie das Widmaier'sche „Narrenspiel“ beilegte. Als zuständiger Dezentrat der Behörde erhielt ich es zur Begutachtung und zum Vortrag und bekam so dienstlich mit unserem Dichter zu tun. Die Regierung hatte volles Verständnis für die Wünsche der Hechinger. Das dem Geiste des aus Kreenheinstetten entstammenden Landmannes Abraham a Santa Clara gewidmete „Narrenspiel“ ward als eine volkstümliche Angelegenheit, die althergebrachte schwäbische Volksgebräuche künstlerisch ausdeutete, anerkannt. Am Fastnacht-Dienstag, den 1. März 1927, konnte das lustige Spiel auf dem Obertorplatz in Hechingen unter dem allgemeinen Jubel der Eingeseffenen und vieler Fremder aus der Taufe gehoben werden.

Kurz zuvor, am 17. Februar 1927, hatte ich Karl Widmaier persönlich wieder getroffen. Die dem deutschen Bühnenvolksbund angeschlossene „Badische Bühne“ unter der Leitung des Hohenzollers Egon Schmid veranstaltete an jenem Tag im „Museum“ in Hechingen einen Bühnenball mit Kabarett. Widmaier hatte neben seinem Schuldienst, seiner Tätigkeit als Kritiker und seinem vielseitigen künstlerischen Schaffen noch die Zeit erübrigt, das dornenvolle Amt eines Vertrauensmannes der Theatergemeinde des Bühnenvolksbundes für Hechingen zu übernehmen. Wie er das alles bei seiner körperlichen Konstitution zu leisten vermochte, war mir und anderen stets ein unbegreifliches Rätsel. Er verfügte eben über einen unbezähmbaren lebensbejahenden Willen, der ihn immer wieder zu neuem Wirken antrieb. Zu dem Bühnenball hatte man die Mitglieder der Sigmaringer Theatergemeinde eingeladen. Mit dem dortigen Vertrauensmann Dr. Eugen Flad (jetzt in Bonn) und etlichen anderen fuhr auch ich hin. Widmaier empfing uns in einem schwarz-weiß gewürfelten, also echt hohenzollernschen seidenen Pierrotkostüm in strahlendster Laune. Daß sein „Narrenspiel“ demnächst aufgeführt werden sollte, machte ihm riesig viel Freude. Er sprudelte über von Wit, Übermut und Schalkhaftigkeit. Von Kränklichkeit war ihm nichts anzumerken. Daß wir in jener Nacht nicht tiefsinnigen Kunstgesprächen obgelegen haben, dürfte jedem verständlich sein.

Schon der Sommer 1927 bot neue Gelegenheit zur Beschäftigung mit Karl Widmaier. Der vorerwähnte Egon Schmid hatte die „Hohenzollerischen Heimatspiele“ übernommen und brachte in ihrem Rahmen den „Dettinger“ unseres Dichters heraus. Die Uraufführung war angesichts der ragenden Zollerburg auf dem Martinsberg bei Hechingen am 9. Juli 1927. In Sigmaringen wurde das Stück ab 21. Juli an mehreren Tagen gespielt. Die Auswahl eines als Freilichtbühne geeigneten Platzes stieß in jenen Tagen in Sigmaringen auf allerhand Schwierigkeiten.*) Verschiedene von Wald- und Wiesenromantik umwobene Erdenflecken der näheren Umgebung, wie z. B. der Josefsberg schieden „umständehalber“ aus. Man wählte schließlich den Hof des staatlichen Gymnasiums, der als Theaterbühne zwar viele Mängel aufwies, die jedoch nach Möglichkeit verkleidet wurden. Infolge des gleichzeitigen Caritastages war die Erstaufführung am Abend des 21. Juli 1927 nur mäßig besucht. Die späteren Vorstellungen hatten mehr Zustrom; sie litten aber fast durchweg unter der Ungunst der Witterung, welche an einem Tage sogar mitten während des Spieles einen Umzug in den Saal des „Deutschen Hauses“ nötig machte. Widmaier war bei verschiedenen Vorstellungen zugegen. Der Unstern, unter dem sie in Sigmaringen zu leiden hatten, betäubte ihn zwar, ohne ihn aber zu entmutigen. Was damals

*) Nämlich wegen des Konflikts der Regierung mit dem Fürstenhause (v. Red.).

hinsichtlich der Inszenierung unerfüllt blieb, holte im Sommer 1930 der rührige Theaterverein von Sigmaringendorf unter der verständnisvollen Anleitung von Studienrat Grünewald auf seiner idealen Waldbühne reichlich nach. Am 15. Juni 1930 war der Dichter bei der neuinstudierten Erstaufführung in unserer Mitte und freute sich sichtlich an der im Ganzen wohl gelungenen Wiedergabe durch die Laienspieler, insbesondere aber über die überaus stimmungsvollen Bühnenbilder auf dem Hintergrund des sonnendurchfluteten Bergwaldes.

Von da (1927) an sahen wir uns öfters in Hechingen wie in Sigmaringen und auch an dritten Orten, so bei den „Haigerlocher Festspielen“ im Sankt Annahof Anfang August 1928. Hier wurde das geistliche Spiel „Jedermann“ in der älteren Fassung von Jasper von Gennep aufgeführt und zugleich der Gedanke eines „Haigerlocher Heimgattages“ geboren, zu dem Karl Widmaier ein historisches Volksstück liefern sollte. So entstand das Heimatpiel „Mechtild von Hohenberg“, das in der kühlen Abendluft des 6. Juli 1929 auf dem malerischen Schloßhof uraufgeführt werden konnte, trotzdem der Himmel den ganzen Tag über bis kurz vor Beginn der Vorstellung das festliche Eyachtstädtchen mit kübelweisen Regengüssen überschüttet hatte. Auf Veranlassung des Bürgermeisters Bausinger schrieb ich zu dem Stück eine ausführliche Einführung (Nr. 157 der Hohenzollerischen Volkszeitung vom 2. Juli 1929) und eine ebensolche Besprechung (Nr. 165 vom 11. Juli 1929 a. a. O.). Die Vorstellung, zumeist von Berufskünstlern gegeben, stand unter der Leitung des aus Sigmaringen gebürtigen Schauspielers Robert Marenke vom altmärkischen Landestheater in Stendal. Sie schlug die sehr zahlreichen Zuhörer bald so in ihren Bann, daß sie die feuchte Unfreundlichkeit der Witterung rasch vergaßen und warm wurden. Widmaier wurde lebhaft gefeiert. Nach dem anschließenden pompösen Feuerwerk mit Stadtbeleuchtung erfuhr der schöne Erfolg in der „Post“ bei Einsemann unter schönen Reden und fröhlichem Umtrunk eine ausgiebige Besiegelung. Widmaier saß, wie zumeist bei solchen Anlässen, in stiller Heiterkeit dabei und stand Rede und Antwort über das Gewesene, indessen sein Geist schon wieder bei zukünftigen Plänen weilte.

Von diesen erfuhr ich schon im August 1929, als mir durch Vermittlung von dritter Seite das Manuskript der „Drei Marien“ zugesandt wurde mit der Anfrage, ob ich nicht einen Weg wüßte, dem Werk eine Bühne zu erobern. Das Stück hatte damals noch nicht die endgültige Fassung. Es besaß auch noch keinen festen Namen. Immerhin erschien es mir durchaus bühnenwirksam. Leider fehlten mir zu jener Zeit alle näheren Verbindungen zu maßgebenden deutschen Theaterleitern; die früheren von Colmar und Straßburg her waren zerrissen; neue ließen sich von Sigmaringen aus nur schwer anknüpfen. Ich sandte daher das Stück, nachdem ich es in schönen Urlaubstagen in Bad Elster wiederholt gelesen hatte, mit Vorschlägen für den Titel und mit anderen Bemerkungen zurück und empfahl, eine Kammerspielbühne einer größeren Stadt dafür zu interessieren. Erst im Frühjahr 1931 erfuhr ich von Widmaier selbst, daß er diesem Rate gefolgt und dabei leider schwer hereingefallen war. Ein Berliner Theaterdirektor hatte das Schauspiel zur Aufführung angenommen; allerdings verlangte er eine Risikoprämie für den Fall eines Mißerfolges, die Widmaier ihm auch ausfolgte. Alles schien in bestem Vort; ich glaube, es war sogar schon ein Termin für die Uraufführung ausersehen. Da machte der besagte Bühnenleiter pleite und verschwand. Unser Dichter war um etliches Geld ärmer und um eine Enttäuschung und eine betrogene Hoffnung reicher.

„Die 3 Marien“ sollten aber doch noch das Licht der Theaterwelt erblicken. Und das ging so zu:

Anfang Dezember 1930 saß ich in Freiburg i. Br. mit den Leitern der dortigen Kammerpieltruppe Hollender-Weinlein, die ehemals schon mit den Wandertruppen des Bühnenvolksbundes nach Sigmaringen und Hechingen gekommen waren, zusammen und wurde dabei um Vorschläge neuer geeigneter

Stücke angegangen. Da fiel mir das Werk Widmaier's ein, das ich in Bad Elster gelesen hatte und noch am gleichen Abend (2. Dezember 1930) ging an den Dichter eine Postkarte ab, um die Sache ins Rollen zu bringen! Das Musenkind hatte zwar zunächst immer noch keinen Namen oder richtiger — es hatte so viele, daß der glückliche Vater nicht wußte, welchen er endgültig wählen sollte. Er nannte das Stück abwechselnd „die Schwelle“ und „die letzte Chance“; ich schlug den Namen vor „der Mantel des Glücks“. Karl Weinlein gab für den Titel „Die 3 Marien“ den Ausschlag, weil er sich als Theaterfachmann davon am meisten Zugkraft versprach. Daß er damit Recht hatte, bezweifle ich heute noch wie damals. Widmaier teilte meine Auffassung; er meinte, das sei eher ein „Operettentitel“. Schließlich stellte er aber seine Bedenken zurück, um die Aufführung nicht zu erschweren. Im übrigen war er sehr erfreut. „Da fährt also nun der Glückswagen los — ich bin gespannt, was daraus wird“, schrieb er mir am 18. Februar 1931.

Zuvor arbeitete er das Werk nochmals um. Daß er es etwas „enterotisierte“, deutete ich schon in meinem Aufsatz in der Gedenknummer an. Außerdem verlegte er den Schauplatz in einen Zukunftskrieg zwischen Italien und Frankreich. Ursprünglich war er im Weltkrieg an der deutschen Westfront und in den Nachkriegsjahren gedacht; die beiden Schlußakte sollten in Berlin spielen. Nun tobte aber in Deutschland gerade der Kampf um das verfilmte Remarque-Buch „Im Westen nichts Neues“. Ich schrieb daher an Widmaier, daß ihm meines Erachtens aus dieser Kampf Stimmung heraus durch politische Kreise unerwünschte Anfechtungen erwachsen könnten, wenn das Werk so bliebe, wie es war; ich hielt die Zeit für eine ruhige und tendenzlose Beurteilung seiner dichterischen Ideen nicht für reif und abgeklärt genug. Nach einigem Debattieren entschloß sich der Dichter zu der erwähnten Veränderung des Dramas. Mein Vorschlag, einfach zeitlos „in und nach dem Kriege zweier Großmächte“ zu schreiben und alles Weitere der Phantasie der Zuhörer zu überlassen, kam leider zu spät. An sich fand er die volle mündliche Billigung des Verfassers.

Dann gab es noch einen kurzen Streit um den Ort der Uraufführung: Sigmaringen oder Hechingen. Der Umstand, daß die Residenz an der Donau in dem früheren fürstlichen Hoftheater die günstigeren Raumverhältnisse bot, ließ die Wahl auf sie fallen. Die Uraufführung war am 3. März 1931; sie ist bei allen Beteiligten noch in frischer Erinnerung. Widmaier hatte an der Einstudierung und Werbung brieflich regsten Anteil genommen. Unermüdet, wie er war, machte er dabei oft die Nacht zum Tage. Bei der Hauptprobe war er dagegen nicht. Er kam erst am Tage der Aufführung selbst und ließ sich vom Spielleiter zuvor nur die äußere Inszenierung erklären und vorführen. Der Abend brachte ihm einen starken und ehrlichen Achtungserfolg. Ein kleines Bankett im Gasthof „zum Löwen“ vereinte nach der Vorstellung den Dichter mit den Künstlern und mit seinen Freunden. Mir ward dabei der ehrenvolle Auftrag, zu seinem Lobe passende Worte zu sprechen. Als Motto nahm ich den Weispruch des Hans Sachs von der „seligen Morgentraum-Deutweise“ aus den „Meistersingern“. Niemand ahnte damals, daß der selige Morgentraum von künftigen Bühnenerfolgen eine so ganz andere Deutung erfahren sollte, als Widmaier selbst und wir alle für ihn es hofften.

Die Aufregungen des Tages hatten Widmaier merklich mitgenommen. Er schied verhältnismäßig früh aus unserer Mitte, nicht ohne zuvor mit den Leitern der Kammerpieltruppe die Möglichkeit, seinen „Diktator“ herauszubringen, erwogen und besprochen zu haben. Es folgten die Aufführungen der „3 Marien“ in Hechingen und Haigerloch, die dem Dichter noch viel Lob und Freude eintrugen, hernach übernahm auch das von der Kammerpieltruppe Hollender-Weinlein beipielte Kurtheater in Badenweiler das Drama. Die Aufnahme in der Presse war dort geteilt; neben offener Anerkennung stand auch scharfer Tadel, der zum Teil jedenfalls weit über das Ziel hinauschoß. Den Dichter focht das

wenig an. Er selbst war Kritiker genug, um die Spreu vom Weizen sondern zu können.

Am 14. April 1931 besuchte ich ihn wieder mal in seinem schönen Heim auf der Lichtenau in Hechingen. Neben allerhand anderen Arbeiten beschäftigte ihn eine nochmalige Überholung der „3 Marien“ auf Grund der praktischen Erfahrungen der stattgehabten Vorstellungen. Er war wohlgenut; denn es interessierten sich mehrere Verlage für sein Stück. Von Todesahnungen konnte damals jedenfalls keine Rede sein. Wieder sprachen wir viel von Theater, Literatur und Musik; auch zeigte er mir Bilder und Kunstblätter von sich, die ich zum Teil noch nicht kannte. Immer aber kehrte die Unterhaltung zu den „3 Marien“ und zu Mutmaßungen darüber zurück, welchen Weg sie nunmehr wohl machen würden. Als wir uns abends nach einem Spaziergang vor dem Cafe Röcker trennten, dachte keiner von uns daran, daß es ein Abschied fürs Leben war! —

Inzwischen mußte ich mich nochmals sozusagen amtlich mit Karl Widmaier beschäftigen. Da ich seit 1925 zum „Staatlichen Musikberater“ der Regierung bestellt war, erhielt ich Anno 1930 eines Tages sein „Zollerlied“ zugefandt zur Stellungnahme zu dessen Einfügung in den heimatlichen Anhang des Liederbuches von Aft und Marwiß. Das war mir zunächst um deswillen interessant, weil mir Widmaier im Gegensatz zu seinen sonstigen mannigfachen Kunstschöpfungen von eigenen Kompositionen bislang nie gesprochen hatte. Wohl wußte ich — nicht zuletzt aus seinen Kritiken —, daß er gleich dem Bruder Martin musikalisch begabt war; ich hatte ihn auch schon auf dem Flügel improvisieren gehört; tiefer gingen meine Kenntnisse über seine musikalische Betätigung aber nicht.

Das „Zollerlied“ in der im Jahre 1930 vorliegenden Fassung war textlich ein anmutiges lyrisches Stimmungsbildchen ohne spezifisch heimatliche Färbung. Bei abgeändertem Namen konnte es zum Lobe so ungefähr jeder deutschen Mittelgebirgslandschaft gelten. Hierauf bezogen sich zunächst kritische Wünsche des Herausgebers des Hohenzollerischen Liederanhangs und anderer zur Sache befragter Lehrpersonen, die auf dem Gebiet der Schulmusik besonders bewandert waren. Weiterhin bestand auch in der Beurteilung der Melodie und der harmonischen Stimmführung keine Einmütigkeit. Dem einen war der Tonsatz zu einfach, dem anderen zu schwer.

Ich selbst vertrat grundsätzlich den Standpunkt, daß die Entscheidung darüber, wie das „Zollerlied“ in Text und Musik aussehen sollte, allein dem Dichterkomponisten zustünde; ebenso andererseits dem Herausgeber des Liederanhangs die Entschließung darüber, ob er das Lied in seinem Buch verwerten wolle oder nicht. Danach hätte sich strenggenommen jede amtliche oder sonstige Beeinflussung verboten. Trotzdem erschien sie zum Ausgleich der widerstreitenden Meinungen angebracht, schon weil es sicherlich zweckmäßig und wünschenswert war, solcherart zu einem hohenzollerischen Heimatlied zu kommen, gedichtet und gesungen von einem echten Hohenzoller, das in Form und Inhalt weniger sentimental und primitiv war als der herkömmliche Nationalgesang „Nicht weit von Württemberg und Baden — —“.

Also wurde doch verhandelt. Karl Widmaier zeigte sich den ihm vorgetragenen kritischen Erwägungen und Vorschlägen gegenüber in weitestem Maße zugänglich. Vor allem dichtete er den Text des Liedes fast vollständig um, indem er ihn eindeutig auf die landschaftliche Eigenart des Zollerländchens abstellte. Nach einigem Hin und Her gelang es denn auch, mit allen als maßgeblich herangezogenen Personen über den in einzelnen Teilen revidierten Tonsatz einig zu werden. Letzten Endes schlug ich noch vor, außer der einfacheren zweistimmigen Fassung des Liedes noch die völligeren für vierstimmigen gemischten Chor in den Liederanhang aufzunehmen. Soviel ich mich entsinne, hat der Herausgeber dem auch entsprochen.

Nach dem oben geschilderten Besuch in Hechingen am 14. April 1931 habe ich Karl Widmaier nicht wieder gesehen. Einige Zeit später ließ er mich noch das Ergebnis der Aufführung der „3 Marien“ in Badenweiler wissen. Zugleich teilte er mir erfreut mit, daß der Paul Gordon-Verlag in Berlin das Schauspiel zum Bühnenvertrieb angenommen habe. Da dieser Verlag führenden Theaterkreisen der Reichshauptstadt nahesteht, eröffnete sich damit dem Dichter kurz vor dem Abschluß seines Daseins zum anderen Male die Aussicht, sein Stück doch noch auf einer Berliner Bühne aufgeführt zu sehen. Bald darauf warf mich ein widriges Geschick in Konstanz auf ein langwieriges Krankenlager. Dort erfuhr ich, daß Widmaier in der Tübinger Klinik mein Los teilte, da sein früheres Magenleiden erneut akut geworden war. Zu Beginn des Herbstes nach Hause zurückgekehrt, erkundigte ich mich bei dem Bruder Martin nach dem Befinden des Kranken. Die Auskunft klang zwar nicht gerade gut, aber auch nicht schlecht und hoffnungslos. Insgesamt empfing ich den Eindruck, daß man noch damit rechnen durfte, das Leben werde sich allen Angriffen gegenüber auch jetzt wieder siegreich behaupten. In dieser wunschvollen Erwartung sandte ich kurz bevor ich Sigmaringen und damit Hohenzollern verließ, um in Dormund eine neue Amtstätigkeit aufzunehmen, an Karl Widmaier einen Abschiedsgruß. Die schon nach wenigen Tagen eintreffende Antwort war die Anzeige seines Todes. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Ich wollte es nicht begreifen, daß der rastlose Geist des Freundes nunmehr zur ewigen Ruhe eingegangen sein sollte. Und doch war dem so. —

Wenn ich zurückschaue und mir Karl Widmaier in seinem Leben und Streben vergegenwärtige, so möchte ich ihn vergleichen mit einem Meteor, der durch die Kraft seiner unablässigen Bewegung sich entzündet und nach hell aufleuchtendem kurzem Fluge erlischt, weil er sich in der Weißglut des eigenen Feuers selbst verzehrte. Entsprechend dieser bildhaften Ausdeutung des Widmaier'schen Wesens als Mensch und Künstler sei dem Toten wie am Schlusse meines Beitrages in der Gedenknummer vom 2. November 1932 so auch hier ein Dichterwort gewidmet, und zwar diesmal die bekannten schönen Verse, die Karl Förster weiland an den Anfang seines Liedes „Erinnerung und Hoffnung“ schrieb:

Was vergangen kehrt nicht wieder, —
Über ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück.

Mitteilungen der Schriftleitung

In den nächsten Nummern der „Zollerheimat“ werden die Lebensbilder von Hofrat, Bibliothekar und Museumsdirektor Dr. Friedrich August Lehner und Geheimrat Dr. Karl Theodor Zingeler veröffentlicht. Einer der Programmpunkte der „Zollerheimat“, die Herausgabe von Biographien bedeutender Persönlichkeiten aus Hohenzollern, wird dadurch verwirklicht. Ferner liegt eine größere historische Arbeit von Pfarrer F. Eisele vor: „Die Herren von Steinhilben, mit deren Abdruck bald begonnen wird.“

Anlässlich der Weihe des neuerbauten St. Fidelis Hauses auf dem Schönenberg in Sigmaringen am 8. Mai 1933 erscheint in den „Hohenzollerischen Blättern“ ein Artikel mit Bild, der den Lesern der „Zollerheimat“ auf Anfordern gern zur Verfügung gestellt wird. Ebenso liegt noch eine beschränkte Anzahl Sonderausgaben über die geplante St. Fideliskirche in Burladingen bereit, ferner der Nachruf auf den am 1. Februar 1933 in Hechingen verstorbenen Freiherrn Edwin von Seendorff.

Die heutige Nummer der „Zollerheimat“ enthält Beilage über das Werk des Benediktinerpaters Schwind über Desiderius Lenz und über die naturwissenschaftliche Monatschrift „Aus der Heimat“. Wir verweisen auf die Besprechungen.

Kleine Mitteilungen

Dr. David Geyer, der Altmeister der süddeutschen Molluskenforschung, dem auch Hohenzollern eine große Anzahl wichtigster Arbeiten verdankt, ist nicht mehr. Am 6. November 1932 ist er im Alter von 77 Jahren — er war 1855 in Königsborn geboren — in Stuttgart, wo er als Oberlehrer gewirkt, gestorben. Mit ihm ist ein prächtiger Mensch voll tiefster Liebe zu den Wundern der Natur, voll unermüdelichem Forschungsdrang und Arbeitseifer, eine der seltenen Typen des geborenen Naturforschers mit all seiner Augenfreudigkeit und Herzenswärme, dahingegangen. 50 Jahre lang hat er unseren Jura und dessen umliegende Gebiete weithinaus nach seinen geliebten Schnecken durchforscht, unendlich viele neue Arten und Fundorte festgestellt, ihre Formenkreise bestimmt, ihre Verbreitung und die Abhängigkeit ihrer Gestaltung von Standort und Klima in bahnbrechender Weise untersucht. In planmäßiger Tätigkeit hat er die gewaltige Sammlung von Mollusken zusammengebracht, die nun das Stuttgarter Naturalienkabinett besitzt. Die Ergebnisse seines Forschens hat er in dem besten deutschen Werk über „Unsere Land- und Süßwasser-Mollusken“ (3. ed. 1927) und in zahllosen Abhandlungen niedergelegt. Für Hohenzollern besonders wichtig sind, neben obiger Gesamtdarstellung mit ihren zahlreichen hohenzollerischen Hinweisen, seine Abhandlungen in den „Jahresheften des Vereins für vaterländische Naturkunde in Württemberg“ (1890, 1893, 1894, 1899, 1905, 1907, 1919), in den „Abwechslungsblättern“ (1897, 1905), in den „Zoologischen Jahrbüchern“ (1908), den „Abhandlungen der Senckenbergischen Gesellschaft“ (1910) und den „Jahresberichten des oberrheinischen geologischen Vereins“ (1912). Von grundlegender Bedeutung ist seine „Molluskenfauna der diluvialen und postdiluvialen Kalktuffe des Dießener Tales, eine biologisch-geologische Studie“ (1912) gewesen, die auf die besondere Wichtigkeit der bis dahin wenig beachteten diluvialgeologischen Molluskenforschung speziell auch für die Frage der quartären Klimaschwankungen hinwies. Dem weiteren Ausbau dieses diluvialpaläontologischen Themas hat er noch nicht weniger als elf Hohenzollern berührende Arbeiten gewidmet (vgl. meine „Gesamtbibliographie“ I, S. 251/52). Wir haben es einzig dem „Schnecken-Geyer“ zu verdanken, wenn unser Land wenigstens auf dem Gebiet der Molluskentunde jetzt besser bekannt ist. Alle übrigen Teile unserer Fauna hinken in ihrer Bearbeitung noch unendlich weit nach. Dr. Senn.

Zur Geschichte von Stetten u. Holfstein und Hirschweg ist eine Beschreibung des dortigen fürstenbergischen Besitzes vom Jahre 1545 bemerkenswert (zu finden im zweiten Teile (S. 141—189) der Renovation über Ringingen im Donaueschinger Archiv (Vol. VIII F, Cist. B 177 Lat. 3. Fasc. 1). Ferner Einiges in den Austauschakten zwischen Ringingen und Stetten vom Jahre 1584, was Zingeler mit Irrtümern in den Mitt. f. Gesch. und Altert. Hohenz. Jahrg. 17 veröffentlicht hat (Vol. VI, Cist. A. 18, Fasc. 2 und 3). K.

Der Name Fürchtle scheint früher für den obersten Teil der Lauchert gebräuchlich gewesen zu sein. So im Ringinger Talwies für den dortigen Quellbach, die „Waag“ oder mundartlich Wog (Renovation 1666). Aber auch eine Stelle am Erpfinger Bach soll so heißen. In Ringingen nannte man früher, wie alte Leute versichern, den Bach nur „Fürchtle“, während „Waag“ mehr einen Quellgumpen auf Melchinger Markung im Talwies zu bezeichnen scheint. Wer weiß Genaueres? K.

Wissenschaftliche Anfragen

Karl Nehrlich „Gedichte“ (Hechingen, 1815), in keiner Bibliothek nachweisbar, suche ich zwecks Einsichtnahme für kurze Zeit leihweise zu erhalten. Kosten werden ersezt! Auch sind mir Nachrichten über K. N. und sein Schaffen immer erwünscht.

Frau Dr. Wiedel, Großlichterfelde, Hortensienstr. 14.

Besprechungen

Besprechungsstücke an die Schriftleitung der „Zollerheimat“ ständig erbeten

Geologische Übersichtskarte von Württemberg in 4 Blättern 1 : 200 000, hrsg. vom Württ. Statist. Landesamt. 3. Blatt. (Stgt., 1931, 4.50 M.).

Hervorgegangen aus der berühmten Regelmann'schen Karte von Südwestdeutschland, die 1893 bis 1920 in 11 Auflagen erschienen ist und im Maßstab 1 : 600 000 gehalten war, stellt obige Karte eine besonders glückliche Schöpfung des rührigen Landesamtes dar. Die Vorteile gegenüber der Regelmann'schen Karte lassen sich zumeist schon aus dem größeren Maßstab ableiten. Als Grundlage diente ihr die „Topograph. Übersichtskarte des Deutschen Reiches“ 1 : 200 000. Die technische Durchführung mit den sauber abgesetzten Farbgrenzen ist vorzüglich und die Klarheit des Druckes erlaubt und empfiehlt die Benützung der Lupe ohne weiteres. Höhenlinien oder Bergschummerung fehlen natürlich ganz. Jede Überladung im Detail ist weise vermieden und die geologische Gesamtgliederung tritt dank glücklicher Farbenwahl ebenso deutlich hervor wie der morphologische Aufbau, der der Ausdruck jener ist. Während der Muschelkalk und die Glieder des Jura mit je 4 Farbsignaturen sich begnügen müssen, hat das Tertiär 6, das Diluvium sogar 12 zur Verfügung: ein Mehr würde Unübersichtlichkeit, ein Weniger allzu großzügige Schematisierung bedeuten! Wie gewaltig unsere Einsicht in die Tektonik des Gebietes gewachsen ist, zeigt die große Zunahme der Verwerfungslinien und Bruchsysteme, die auf der Karte unter Benützung der gesamten Lokaluntersuchungen gewissenhaft eingetragen sind. Hohenzollern, früher als ungestörtes Tafelgebiet betrachtet, zeigt im Nordwesten ein kompliziertes System von Brüchen, das Hechingeniasgebiet ein ebensolches; auf der Alb begleiten der große Hohenzollerngraben und an ihn anschließend das Lauchertgraben-System unser Land in großem Bogen bis zur Donau. — Das Blatt 3 enthält fast ganz Hohenzollern, nur ohne die Teile östlich einer Linie Steinhilben—Kosna, die das Blatt 4 bringen wird. Beide Blätter sind mit oder ohne topographischen Grundriß zu beziehen. Zu wünschen bliebe nur das würde, wie dies auch bei der Regelmann'schen Karte der Fall eine, daß der Karte noch ein Heft Erläuterungen beigegeben war und ihre Brauchbarkeit erhöhte. Dr. Senn.

Aus der Heimat. Naturwissenschaftliche Monatschrift. Organ des Deutschen Lehrervereins für Naturkunde. (Stgt., Gustav Siegle Haus, 45. Jg., 1932, monatl. 12 Hefte, 364 S., 64 T., zahlr. Abb., 9,20 M.)

Unter den vielen mir bekannten Zeitschriften, die der allgemeinen Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnisse dienen, erachte ich die vorliegende als die zweifellos beste. Die Aufsätze, meist von bekannten Fachleuten geschrieben, sind bei strengster wissenschaftlicher Zuverlässigkeit „allgemeinverständlich“ in des Wortes bester Bedeutung. Physik, Chemie und Astronomie, vor allem aber auch Geologie und Biologie werden darin — neben der Geschichte der Naturwissenschaften — in reicher, abwechselnder Fülle behandelt. Die Naturkunde Deutschlands — Süddeutschland kommt nicht zu kurz! — wird vor allem gepflegt, aber auch den allgemeinen Fragen und Fortschritten ein großer Raum gewährt. Durch reichste Bebilderung im Text und auf meist prächtigen Tafeln wird für Anschaulichkeit gesorgt. Eine Fülle kleiner Mitteilungen und ein gut ausgebauter Besprechungsdienst erhöhen ebenso Mannigfaltigkeit wie inneren Wert der Zeitschrift und machen sie — alles in allem — zu liebevoller erster Einführung, zu allgemeiner Orientierung, zur Anregung für eigenes Beobachten und Forschen in gleicher Weise geeignet. Für den Lehrer kommt noch ihre Brauchbarkeit für den Unterricht hinzu. Ich wüßte nicht, welche Zeitschrift ich dem denkenden Liebhaber der Natur mehr empfehlen könnte als diese, und kenne keine andere, die meine Bestrebungen zur Hebung der naturwissenschaftlichen Interessen in Hohenzol-

lern mehr unterstützen könnte als sie! Besonders unsere öffentlichen Schulbibliotheken sollten sie nicht vermissen lassen, zumal da sie an anschaulichen, modernen naturkundlichen Materialien meist so arm sind. (Vgl. auch den anliegenden Prospekt.)

Bartsch, J.: Die Pflanzenwelt im Hegau und nordwestlichen Bodensee-Gebiete. (Überlingen, 1925, 8°, 194 S., 18 Abb., 8 Ktn., 6 M.)

Im Gegensatz zu der „Exkursionsflora“ Ad. Meyers, die als solche sämtliche bei uns überhaupt vorkommenden Pflanzen im System aufführen, die Bestimmung von Funden durch kurze Beschreibungen ermöglichen, ihre Verbreitung durch reichliche Standortnennung festlegen will, verfolgt B. ganz andere Ziele. Den Gebrauch einer „Exkursionsflora“ voraussetzend, soll bei ihm das Zusammenleben der Pflanzen in Pflanzengesellschaften und deren Beziehungen zueinander und zur Umwelt (Sociologie und Ökologie) studiert und sollen die vorkommenden Einzelpflanzen nach Wesensart, Verbreitung, Heimat und Einwanderungsgeschichte gruppiert werden, um einen klaren, das Wesentliche des Gebietes heraushebenden Einblick in die Mannigfaltigkeit unserer Pflanzendecke zu bekommen. Es ist ein Musterbeispiel moderner pflanzengeographischer Betrachtung, das uns B. vorlegt und in dem er unser Südhohenzollern mit dem so einzig wichtigen Donautal mitbehandelt. Nach historischen und ökologischen Vorbemerkungen schildert er die Vegetationstypen der Wälder, Gariden (Steppenheiden), Grasfluren, Gewässer und Kulturformationen, um dann die pflanzengeographischen Elemente der heutigen Flora herauszuschälen und ihr geschichtliches Werden vorzuführen. Gute Abbildungen und äußerst lehrreiche Verbreitungskarten erhöhen den Wert des Büchleins, das für den Kenner einen hohen Genuß bedeutet, dem Anfänger aber ein schönes Ziel für sein eigenes Streben und Forschen vorführen kann.

Schwind, G.: P. Desiderius Lenz. Biograph. Gedenkblätter... (Beuron, Kunstverlag, 1932, 8°, 321 S., 11 T., 4.80 M., geb. 6 M.)

Diese „anspruchlosen Gedenkblätter“ sollen als Vorarbeit für das erschöpfende Werk über den Meister von Beuron genommen werden und dieses Ziel ist in schönstem Sinne erreicht. Dadurch, daß Schw. den Menschen und Künstler Lenz so häufig selbst zu Worte kommen läßt, führt er ihn uns innerlich besonders nahe und gibt, wo er die konstruktiven Seelenlinien nicht bereits selbst deutlich sichtbar zieht, dem Leser das Material dazu in die Hand. Denn jedes Buch über Lenz wird ganz von selbst ein psychognostisches Buch und ein Beitrag zur Psychologie der Kunst und des Künstlertums. Wie früh wurde von Lenz das Haltgebende, Normgemäße, Typische, ein auf Grund-Zahlen und -Formen, festen Maßen beruhender „Stil“ ahnend gesucht! An der Wende von Cornelius zum Realismus stehend traf ihn das Geschick, diesem letzteren aus innerstem, andersartigem Wesen heraus gänzlich hilflos und ablehnend gegenüberstehen zu müssen und ergreifend ist es, sein Suchen und Ringen um die Klarheit dieses Müßens und um sein eigenes künstlerisches Ich zu verfolgen. Die lineare, architektonische Kunst der Griechen bietet dem ruhelosen und unruhig Grübelnden, den es für einen Künstler fast zu sehr nach Bewußtheit verlangte, einen ersten Halt. Aber erst bei den Ägyptern wehte ihn ein eigenes „bekanntes Erkennen und Fühlen“ an und ließ ihn, der in der Kunst sonst „keinen Boden, keine Logik, keine festen Harmonien, nichts worauf man sich stützen konnte“, je gefunden hatte, sich selbst finden. Wie künstler-typologisch einzigartig ist sein Ringen um den letzten haltgebenden Kanon, den goldenen Schlüssel für ein aufblühendes Reich christlicher Kunst! Um ihn, der immer wieder durchdacht und gewendet, zuletzt zu einer an die Spätantike

gemahnenden ästhetischen Geometrie und theologisch-mystischen Geheimlehre ausgebaut wurde, um künstlerisch-menschlich sein Schicksal zu wenden bis zum Tode! Wie er als Mensch für seine Lebensführung im Kloster seinen Halt gefunden, so als Künstler in der Klausur seines alles normierenden Kanon. In der Betrachtung von Wöflins Stil-kategorien ist Lenz der klassische Fall, in dem in eigenartiger Durchbildung die Kategorie der „linearen, geschlossenen Form“ zu innerlichst und naturhaft an einen bestimmten, persönlichen Seelenaufbau gebunden erscheint, nicht etwa erst von außen, historisch, festgelegt wird. In diesen Richtungen sollte das Material des Buches, ergänzt durch die sonstigen Selbstzeugnisse des VIEL-schreibenden, besonders noch seinen Bearbeiter und Deuter finden. — Wie erfrischend einfach neben all diesem Komplizierten die kindlich einfache, tiefe Frömmigkeit, neben all diesem schweren Ringen diese von Erschütterungen gänzlich freie, frohe Religiosität! Riesig die Arbeitsleistung dieses Gesegneten und trotzdem: sein Hauptwerk (Herz Jesukirche) nicht gebaut, sein „Kanon“ nicht gedruckt und verloren! Das Ringen um ihn fast größer noch als das Ringen in ihm und der Fortschritt der religiösen Kunst ferne von den Zielen seiner Sehnsucht sich vollziehend. Wem Menschenartung und Menschenschicksal aufwühlendes Erlebnis werden, wer es sich formend anzugestalten vermag, dem sei dies Buch, würdig auch in seiner Ausstattung, als fruchtbar ganz besonders empfohlen. (Vgl. den anliegenden Prospekt.) Dr. Senn.

Pfeffer Alb.: Franz Ferdinand Dent. Ein hohenzollerischer Maler des 18. Jahrhunderts. (Sigmaringen, 1933, 26 S., 2 Abb.) Preis vom Verfasser zu erfahren.

Gewöhnlich denkt man bei Malern des 18. Jahrh. an jene Größen, die in den Oberschwäbischen Klöstern durch ihre Deckenmalereien die Kuppeln der Kirchen so zu öffnen verstanden, daß sich der Blick in die Unendlichkeit verliert und die Sinne ob all der rauschenden Pracht benommen werden. Dank des heute aufgeweckteren Sinnes für Heimat und Heimatkunst wendet sich der Forscher auch Sternen geringerer Größe unter den damaligen Freskomalern zu, die es wohl verdienen, dem Vergessen entrissen zu werden. Wegbereiter auf diesem Gebiete ist Herr Pfarrer Pfeffer, Lautlingen. Während er vor kurzem die Bizer Apostelbilder als Böck'sche Arbeiten einer Würdigung unterzog, liegt heute von ihm eine Abhandlung über Franz Ferdinand Dent vor, der neben Meinrad von D w wohl der fruchtbarste Freskomaler des 18. Jahrh. in Hohenzollern, und zwar im Bezirk Hechingen, war. Nicht weniger als acht Kirchen im Gebiete der Zollernalb zeigen oder zeigten Werke seiner Kunst. Mit großer Sorgfalt trug der Verfasser das Quellenmaterial zu einem eingehenden Lebensbilde zusammen und gibt über die Jugend und das Werden des Künstlers, besonders aber über sein Schaffen eine wohlgeordnete Übersicht. Die Fresken in Melchingen, Ringingen und Weilheim bilden wohl die Höhepunkte seiner Lebensarbeit. In Weilheim „offenbart Dent seine ausgezeichnete Fähigkeit für dekorative Arbeiten und das Zusammenklingen aller Einzelheiten zu einem frohbewingten, freudigen, sonnigen und sakralen Raumbild“. Es ist daher begreiflich, daß Herr Pfarrer Pfeffer zu dem Ergebnis kommt, daß Dent ein Maler von „strotzender, gesunder Kraft und hinreißender Wärme“ ist, dessen „starke Volkstümlichkeit sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat“. Die Abhandlung bereichert das heimatische Schrifttum, zumal gerade Hohenzollern an solchen Veröffentlichungen Mangel leidet. Sie sei daher aufs Wärmste allen Kunst- und Heimatfreunden, besonders aber auch den in Frage kommenden Schulen zur Ergänzung der heimatkundlichen Stoffsammlungen empfohlen.

Lehrer Pfeffer, Weilheim.

Herausgegeben mit Unterstützung von Heimatfreunden vom Verlag der Hohenzollerischen Blätter G. m. b. H. Hechingen. — Verantwortlich Walter Sauter in Hechingen. — Nachdruck sämtlicher Originalartikel verboten

Preis im Jahr RM. 2.50 zuzüglich 30 Pfg. Versandkosten, zahlbar an Hohenzollerische Blätter, Postcheck 27083 Amt Stuttgart.